



Gemechu Chala: „Die Leute fragen nach den Impfungen.“

„Ohne Impfung bringt man die Gemeinschaft in Gefahr“

Der Mediziner Gemechu Chala über Schwerpunktkaktionen im äthiopischen Hochland.

(wak) Augenkrankheiten sind ein großes Problem in Äthiopien. Bei einer dörflichen Versammlung im jüngsten Projektgebiet von „Menschen für Menschen“, Abune Ginde Beret, wurden Augenuntersuchungen und ambulanten Operationen vorgenommen. Die „Wiener Zeitung“ war dabei und hat im Anschluss mit dem medizinischen Koordinator der NGO, Gemechu Chala, gesprochen.

in ein Tuch wischt, mit dem sich sein Geschwisterchen ebenfalls das Gesicht säubert. Das ist beispielsweise der Fall, wenn Mütter ihren Kindern den „Staub“ aus den Augen wischen wollen. Deswegen müssen wir die Bevölkerung über Hygiene aufklären und ein Umfeld schaffen, in dem diese Bakterien zurückgedrängt werden können.

Was meinen Sie damit?

Nun, der billigste Baustoff für Schulgebäude ist Lehm vermischt mit Kuhdung. Diese Schulen sind so schmutzig, dass sich die Kinder spätestens dort anstecken. Mangelernährte Kinder sind sehr anfällig für Krankheiten. Zudem muss man selbst den ärmsten Menschen beibringen, dass sie eine Latrine brauchen, damit sich die Fliegen an einem Ort konzentrieren, und sich nicht ständig im normalen Lebensbereich aufhalten. Aus diesem Grund sind die Müllentsorgung und Müllverbrennung auch wichtig. Und natürlich sauberes Wasser.

Sind Masern noch ein Problem?

Das kommt auf die Gegend an. Grundsätzlich werden Babys im Alter von neun Monaten bis zwei Jahren geimpft. Aber sie können nur geimpft werden, wenn die Kühlkette des Impfstoffes garantiert ist. Wir reden aber von Gegenden, in denen es keine Elektrizität gibt. Essenziell sind daher die Solar-Kühlschränke, die wir an die Gesundheitsstationen verteilen.

In Europa lassen immer mehr Eltern ihre Babys aus Angst nicht impfen. Als Konsequenz daraus haben wir gerade einen Ausbruch von Masern zu verzeichnen. Können Sie die Entscheidung dieser Eltern nachvollziehen?

Nein. Natürlich kann man niemanden zur Impfung zwingen. Aber wir klären die Leute auf über die Nebenwirkungen, die es natürlich gibt, denn es existiert keine Impfung ohne Nebenwirkungen. Wir klären aber auch auf über die gravierenden Folgen, die eine Nicht-Immunisierung haben kann. Das kann ja bis zum Tod führen. Und man bringt sich nicht nur selbst in Gefahr, sondern auch die Gemeinschaft, in der man lebt. Hier haben wir übrigens gute Erfolge bei der Aufklärung, die sich zum Teil schneller verbreitet als wir. Sobald wir in einem Gebiet sind, kommen die Leute auf uns zu und fragen, wann sie und ihre Kinder endlich geimpft werden. ■

Der Entwicklung

Karl-Heinz Böhm's Äthiopienhilfe hat sich im Hochland am Dach von Afrika

Von Konstanze Walther aus Äthiopien

Ginde Beret. Hier ist Endstation. Dort, wo man bestenfalls sein Vieh parkt. „Beret“ heißt eingezäunt. „Ginde“ bedeutet Sackgasse in der äthiopischen Nationalsprache Amharisch. Zusammen stehen die Worte „Ginde Beret“ für einen Bezirk und eine Region, die selbst für den Großteil der Äthiopier fernab von jeder Vorstellung existiert: im äthiopischen Hochland nämlich, abseits von regulären Straßen. Bis vor kurzem konnten die Bewohner des „Nirgendwo“ sich nur zu Fuß, oder, wenn sie begüterter waren, mit Esel oder Maultier, den Weg zu den Verkehrsadern bahnen, die Handel, Gesundheit und Bildung bedeuten. Die bis kürzlich einzige Straße, die es gab, war diejenige, die bei dem großen Sklavenbaum endet. Unter dessen Astgewölbe wurde bis in die 1960er Jahre, manche behaupten, bis in die 1970er, der wichtigste Sklavenmarkt der Region betrieben.



Ein Haus für sechs Menschen: Tadalua Bantu, im Bild mit drei ihrer Kinder.

Der Baum existiert noch immer, mit einer mächtigen Krone, die einen Durchmesser von fünfzehn, zwanzig Meter hat, allerdings scheint sie langsam zu verdorren. Gegenüber befindet sich ein Wiederaufforstungsprojekt der NGO „Menschen für Menschen“ (MfM). Und der alte Weg endet auch nicht mehr beim Baum, im Gegenteil, er führt weiter, er verzweigt sich, immer weiter ins Hochland hinein.

Dass sich immer mehr Wege in dieser Gegend verästeln, ist zum Großteil der von Karl-Heinz Böhm gegründeten Äthiopienhilfe zu verdanken, die seit mehr als dreißig Jahren in dem ostafrikanischen Land operiert.

Auch heute ist es eine Herausforderung, den Großteil der Strecken der Region „Ginde Beret“ und des noch ärmeren Nachbarn „Abune Ginde Beret“ zu bewältigen. Doch immerhin kommt man leichter voran seit MfM, in den Jahren 2012 und 2013 angefangen haben, diese Gebiete zu bear-

beiten, und über 200 Kilometer Zufahrtswege geschaffen haben. Natürlich sind das keine asphaltierten Straßen, sondern vielmehr Pfade, die nun entweder mit einem Eselskarren zu befahren sind – ein nicht zu unterschätzendes Vehikel – oder mit diesem unverwundlich Allrad-Jeep, dessen Modell alle NGOs verwenden.

Die Straßen bedeuten, dass die NGO jetzt auch in den abgeschiedensten Regionen mit ihren Hilfsprogrammen ankommt und Frauen wie Tadalua Banti zukünftig das Leben erleichtern kann. Banti hat erst vor kurzem von der NGO gehört. Andere haben die Hilfsorganisation alarmiert und auf die Region aufmerksam gemacht. Banti selbst hatte dafür keine Zeit. Die 27-jährige Frau ist Alleinerzieherin von fünf Kindern. Ihr Mann hat sie vor zwei Jahren verlassen. Die magere Tomatenernte, die ihr winziges Stück Land abwirft, muss sie am Markt verkaufen, weil „das Gemüse selbst essen können wir uns nicht leisten“, sagt sie. Zusätzlich arbeitet Banti als saisonale Hilfsarbeiterin und kann so umgerechnet 25 Euro im Monat zusammenkratzen. Das Geld wird nur für das Grundnahrungsmittel Hirse ausgegeben, damit überlebt zumindest die Familie. Im Februar hat Banti einen Kurs von MfM begonnen, in dem sie etwa in Anbaumethoden geschult wird und schließlich mehr aus ihrem Boden herausholen wird können. Vielleicht, so träumt sie, hat sie eines Tages die Möglichkeit, ihre Kinder in die Schule zu schicken.

So wie es zwei Stunden entfernt das Farmerehepaar Hirko Dechasa und seine Frau Ababu Eshete, geschafft haben, die mit sieben Kindern in einer ähnlich kleinen Hütte wie Banti leben. Die NGO habe ihnen wirklich geholfen. „Vorher haben wir nicht gewusst, welches Gemüse man anbauen kann, und wie man es zubereitet“, freut sich Dechasa. Heute können sie genug anbauen, dass sie es nicht nur zum Teil gewinnbringend verkaufen, sondern sogar selbst essen können: „Wir haben bei eine echte Änderung in der Gesundheit unserer Kinder gemerkt. Und wir können sie jetzt auch in die Schule schicken.“

Äthiopien hat mit den Hungerkatastrophen der 1970er und 1980er Jahre traurige internationale

Berühmtheit erlangt. Die Hungersnöte wurden durch Dürreperioden ausgelöst, deren Ursachen im Klimawandel vermutet werden. Doch was in Äthiopien weiterhin existiert, ist der sogenannte „stille Hunger“ – zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig.

„Addis Abeba

Die äthiopische Hauptstadt ist geprägt von

Von Konstanze Walther



Addis Abeba. „Hunde bellen, die ganze Nacht hindurch bellen in Addis Abeba Hunde, es ist eine Hundestadt“, schrieb der polnische Autor und Journalist Ryszard Kapuscinski im Vorwort von „König der Könige“, seinem berühmten Buch über den Niedergang des äthiopischen Kaiserreichs in den 1970er Jahren.

An den Hunden hat sich in Addis nicht viel geändert. Zumindest wenn die Musik der Nachtclubs und der Straßenlärm zu Bett gegangen sind, gehört den Hunden nächstens akustisch wieder die äthiopische Hauptstadt. Verschie-

dene Gruppen scheinen sich dann stundenlang auszutauschen. Untertags sind diese Hunde kaum zu hören, denn tagsüber ist Addis geprägt von ohrenbetäubendem Bau-lärm. Auch daran hat sich seit Kapuscinski nichts geändert, der auch vorherige Chronisten zitiert: „Die ganze Stadt machte den Eindruck einer einzigen Baustelle.“

Damals musste man Addis herausputzen für die Krönung des Kaisers, später für die Zusammenkunft afrikanischer Präsidenten.

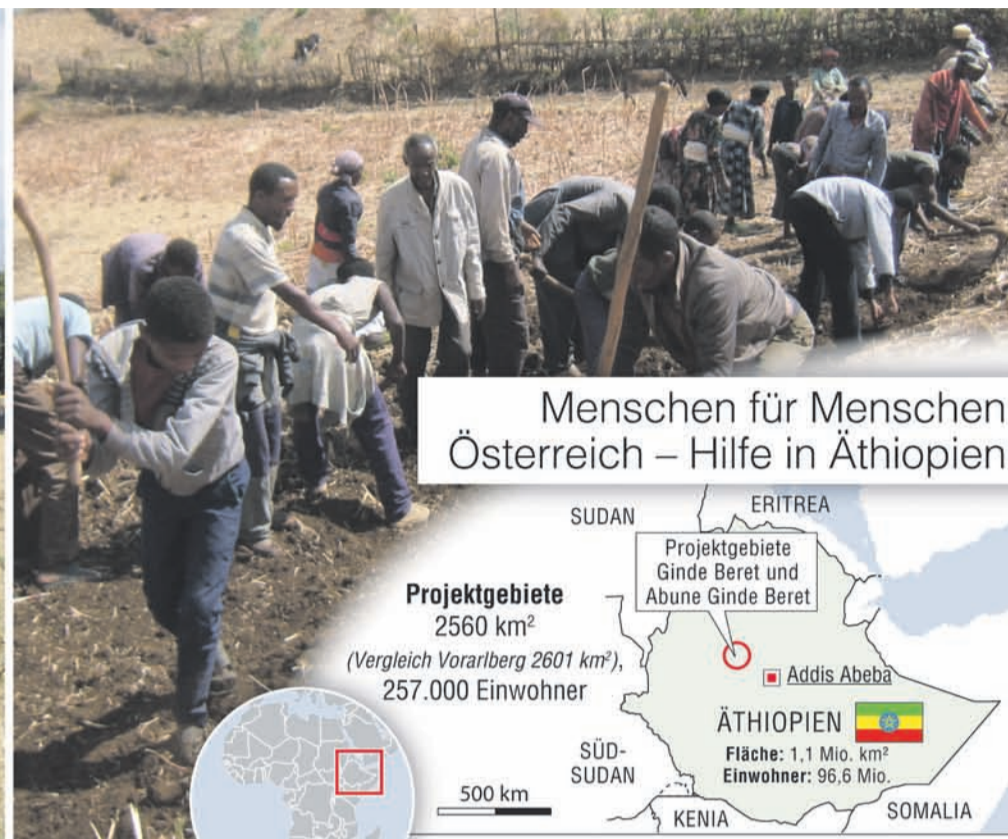
Heute muss Addis bauen, weil die Stadt einen immensen Zuzug erlebt, die Hauptstadt ist zur afrikanischen Boomtown geworden. Extrem konservativen Schätzun-

den Weg ebnen

ein besonders unwegsames und abgeschiedenes Gebiet vorgenommen. Umso dankbarer sind dessen Bewohner.



Grafik: apa. Quelle: apa. Menschen für Menschen Österreich. Fotos: Konstanze Walther. WIENER ZEITUNG



Bevölkerung waren als Kinder von Unterernährung betroffen. Das führt dazu, dass diese Erwachsenen weniger produktiv sind und weniger zur Entwicklung beitragen können.

MfM heftet es sich auf die Fahnen, besonders nachhaltig Entwicklungshilfe zu betreiben. Während viele NGOs punktuell Hilfe leisten – ein Brunnen, eine Essenslieferung –, adoptiert MfM förmlich eine ganze Region auf Zeit. Dabei sollen die Menschen lernen, sich „selbst zu helfen“, damit man schließlich die Region verlassen kann.

Doch am Anfang, wie in Ginde Beret, steht das Rastern und das Erfassen. Keine leichte Aufgabe in Gebieten, die abseits der offiziellen Verwaltung liegen. Die letzte

Volkszählung ist schon Jahre her. Postwursendungen funktionieren nicht – wegen der fehlenden Briefkästen sowie der notwendigen Alphabetisierungsrate. Da hilft nur das buchstäbliche von Tür zu Tür gehen, und das schrittweise Aufzeichnen der Bewohner. Das ist wiederum wichtig, um abschätzen zu können, wo man wie große Schulen hinbauen sollte.

Landkarten sind übrigens Mangelware. Die NGO behilft sich mit Google Earth: Die Satelliten- und Luftbilder erlauben es MfM, die Region in der Miniatur an der Wand zu begutachten, und mittels Pinnadeln einzuzichnen, wo Projekte laufen.

Impfprogramme empören europäische Spender

Zur Frage von Leben und Tod wird das Rastern im Falle von Schutzimpfungen und Prophylaxen. Bei der endemischen Bindehautentzündung Trachom muss etwa, damit es zu einer wirklichen Zurückdrängung kommt, jede Person fünf Jahre lang einmal jährlich ein infektionshemmendes Antibiotikum zur Vorbeugung zu nehmen, um die Gegend wirklich von der Krankheit zu befreien. „Menschen für Menschen“ hat in Ginde Beret und Abune Ginde Beret bereits über 90 Prozent der Bevölkerung erreicht. Zudem werden im MfM-



WZ-Grafik. Quelle: Welthungerhilfe. WIENER ZEITUNG

ist eine Hundestadt“

chinesischen Investments, Zuzug, Bauboom und skurrilen Vorschriften.

über der Nachrichtenagentur Bloomberg. Huarong hat eine Schuhfabrik gegründet und gleich darauf, aufgrund der ineffizienten Transportmöglichkeiten, sein eigenes Logistikunternehmen. Seine Produkte profitieren davon, dass der Export von Gütern aus der Subsahara in die USA und nach Europa von Zöllen befreit ist.

Addis kämpft auch mit einer extremen Wohnungsnot. Das bedeutet, dass Menschen, die sich nichts Besseres leisten können, in Slums leben, das bedeutet aber auch, dass Slums weggerissen werden, Häuser zu bauen. Die Hauptstadt ist übersät mit Gebäudeskeletten, bei denen zum Teil schwer

erkenntlich ist, ob sie gerade gebaut oder niedrigerissen werden.

Während es kein klassisches Stadtzentrum gibt, so existieren jetzt Zonen. Die Regierung hat veranlasst, dass in vielen Zonen, die geografisch interessant liegen – etwa an den Hauptstraßen oder in der Nähe von Regierungsgebäuden, nun mindestens achtstöckig gebaut werden muss. Ohne Rücksicht auf bereits bestehende Gebäude. „Menschen für Menschen“ hatte zuletzt das Problem in Addis, das sich die angemiezte Zentrale auf einem Grundstück der Premium-Zone befand. Die Eigentümerin musste die NGO hinauswerfen und das Gebäude abreißen.

„Menschen für Menschen“ musste umziehen – und spielte mit dem Gedanken, sich auf einem günstigen Grundstück, das ihnen ein Gönner zur Verfügung gestellt hätte, etwas Eigenes zu erbauen. Doch in dieser Zone musste man wiederum sechsstöckig bauen. Die NGO bräuhete aber nur drei Stockwerke, überlegte daher, die anderen Geschosse zu vermieten. Die Spender in Deutschland legten sich aus Compliance-Gründen gegen die Art von „Gewinn schöpfung“ quer. Nun sitzt „Menschen für Menschen“ etwas außerhalb von Addis, aber die Höhe des Gebäudes ist – bis jetzt – noch allen egal. ■



Videos und Bilderstrecke unter www.wienerzeitung.at/mfm